

Hartmut Winkler

# Ähnlichkeit und Ordnung

## 1. Intro

Das vorangegangene Kapitel hat versucht, den Eigenschaften oder Merkmalen näher zu kommen, an denen Ähnlichkeit sich bemisst. Die folgende Überlegung schließt hieran an: Es gibt nämlich Medien- und Kulturtechniken, bei denen es völlig unstrittig wäre, dass es um ‚Merkmale‘ geht, weil diese offen zutage liegen, während keineswegs deutlich ist, dass es sich auch hier um Probleme der Ähnlichkeit handelt. In gewisser Weise also kehrt sich meine Recherche um: Ging das vorige Kapitel von der Ähnlichkeit aus, um (dahinter?) die Merkmale aufzutun, gilt es nun, die Ähnlichkeit zu entdecken.

Ich werde nacheinander verschiedene Medien- und Kulturtechniken durchgehen; diese mögen weit auseinander liegen; hier aber würde ich darauf bestehen, dass Medientheorie medienvergleichend verfährt, immer also mehrere und möglichst unterschiedliche Medien heranziehen sollte. Und zudem wird im Ergebnis deutlich werden, dass die Beispiele mehr miteinander zu tun haben, als man zunächst denken würde.

## 2. Listen

Die erste Kulturtechnik, die hier zu diskutieren ist, ist die *Liste*. Listen auf Tontafeln bilden die frühesten Zeugnisse der Schriftgeschichte,<sup>1</sup> und zwar noch bevor die Schrift genutzt wurde, um lineare Texte (mündliche Äußerungen, Mythen, Historie, Gesetze oder Literatur) festzuhalten. Kontext waren Ökonomie und Administration; in den Listen wurden etwa Steuern oder Abgaben an die Tempel verzeichnet.

Listen unterscheiden sich von linearen Texten deutlich: In der Vertikalen bestehen sie aus Zeilen oder Einträgen, die jeweils einen einzelnen Fall oder ein Einzelereignis beschreiben und insofern eine gewisse Autonomie haben. Bei der linearen Schrift dagegen läuft der Text durch und wird nur aus pragmatischen Gründen in Zeilen umgebrochen.

Und horizontal sind Listen häufig in Spalten gegliedert. Deutlicher als lineare Texte nehmen sie damit die Fläche des Schriftträgers in Anspruch;<sup>2</sup> Listen sind ein analytisches Medium, insofern sie die Dinge räumlich auseinanderlegen. Und in Listen kommen häufiger als in linearen Texten neben Wörtern auch Zahlen vor.

Für die Frage nach den ‚Merkmalen‘ ist zunächst die horizontale Gliederung interessant. Wenn es Spalten gibt nämlich ist unterstellt, dass alle Einträge eine vergleichbare Struktur

<sup>1</sup> Tontafeln mit Keilschrift in den Stadtstaaten Mesopotamiens/Sumers, seit ca. um 3500 v. Chr.

<sup>2</sup> Dies macht, folgt man Sybille Krämer, ihren ‚diagrammatischen‘ Charakter aus. (Vgl.: Krämer, Sybille: Operative Bildlichkeit. Von der ‚Grammatologie‘ zu einer ‚Diagrammatologie‘? Reflexionen über erkennende ‚Sehen‘ In: Hessler, Martina; Mersch, Dieter (Hg.): Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft. Bielefeld: Transkript 2009, S. 94-121; dies.: Notationen, Schemata und Diagramme. Über ‚Räumlichkeit‘ als Darstellungsprinzip. Sechs kommentierte Thesen. In: Brandstetter, Gabriele; Hoffmann, Frank; Maar, Kristen (Hg.): Notationen und choreographisches Denken. Freiburg/Berlin/Wien: Rombach 2010, S. 29-45; dies.: Die Schrift als Hybrid aus Sprache und Bild. Thesen über die Schriftbildlichkeit unter Berücksichtigung von Diagrammatik und Kartographie. In: Hoffmann, Thorsten; Rippl, Gabriele (Hg.): Bilder. Ein (neues) Leitmedium? Göttingen: Wallstein 2006, S. 79-92).

haben und ihre Inhalte auf vergleichbare Weise ordnen. In modernen Listen wird man häufig Spaltenköpfe (Überschriften) finden, die sagen, was der Inhalt der Spalte ist; die Spaltenköpfe geben das Raster vor, dem die Einträge der Liste folgen.

Die Spaltenköpfe also gliedern die *Merkmale* aus, die die Einträge gemeinsam haben. Und damit komme ich zu meinem Punkt: In der Sache nämlich bedeutet dies, dass die Liste *Ähnlichkeit unterstellt*. Eine Ähnlichkeit der Inhalte in der Spalte (sonst würden diese nicht in die Spalte passen) und eine Ähnlichkeit der Struktur, die alle Fälle, alle Einträge der Liste miteinander verbindet.

Und mehr noch: die Ähnlichkeit wird nicht nur unterstellt, sondern erzwungen, indem aus der Liste *herausfallen* muss, was nicht ins Raster passt. Die Liste ist ein Aufschreibesystem, das Ähnlichkeit nicht nur favorisiert, sondern – möglicherweise auch gegen widerstrebende Inhalte – mit technischen Mitteln aktiv durchsetzt.

Auch in der Vertikalen der Liste spielen ‚Merkmale‘ eine Rolle; und hier ist vor allem dasjenige Merkmal wichtig, nach dem die Liste sortiert ist; entweder explizit, im Fall von alphabetisch oder numerisch geordneten Listen, oder aber implizit, etwa wenn die Einträge, man denke an eine Chronik, in einer bestimmten zeitlichen Abfolge gemacht werden. Auch in dieser Hinsicht sind Listen eine Maschinerie des Auseinanderlegens und der Analyse.

Die Tatsache, dass es Merkmale sind, die die Liste organisieren, zeigt, dass es im Kern um Ähnlichkeit geht, und gleichzeitig eben um Ordnung. Mit Blick auf die Ähnlichkeit muss dies verblüffen. Denn wie kann Ähnlichkeit eine ‚schmutzige‘ Kategorie sein, den Philosophen grausig und fremd und kaum theoriefähig, wenn sie gleichzeitig – zumindest hier – Grundlage für Ordnung ist? Würde man Ordnung nicht eher mit Differenz und Unterscheidung assoziieren? Oder zeigt sich auch hier, dass Ähnlichkeit und Differenzierung zusammenhängen? Doch gehen wir zunächst einige weitere Medienbeispiele durch.

### 3. Datenbanken

Datenbanken sind eine der gegenwärtig wohl wichtigsten Kulturtechniken, als lokale Applikationen und im Internet omnipräsent, und sicherlich noch augenfälliger relevant als Listen.<sup>3</sup> Gleichzeitig folgen sie der gleichen Logik wie diese und teilen nahezu alle ihrer Eigenschaften. Mit der Besonderheit allerdings, dass die Ordnungen hier *dynamisch* sind, weil Datenbanken auf Computern laufen und man deshalb programmgesteuert („automatisch“) Operationen mit ihnen vornehmen kann; man kann sie umordnen, umsortieren, restrukturieren und mit anderen Datenbanken verbinden.

Auch dies allerdings hat bestimmte Voraussetzungen: Die Einträge müssen in maschinenlesbarer Form gespeichert sein;<sup>4</sup> es müssen Metadaten vorliegen, die beschreiben, worum es sich bei den Inhalten der Datenbank handelt;<sup>5</sup> und schließlich muss die Datenbank selbst das Merkmal enthalten, nach dem sortiert oder umstrukturiert werden soll.

Vor allem aber ist stillschweigend vorausgesetzt, dass es ‚Daten‘ sind, die man in der Datenbank sammelt. Was aber sind Daten? Wie im Fall der Liste geht es auch hier um Struktur. Man kann auch Romane, Gedichte oder Bewegtbilder in einer Datenbank speichern, das aber

<sup>3</sup> Vgl. Burkhardt, Marcus: Digitale Datenbanken. Eine Medientheorie im Zeitalter von Big Data. Bielefeld: Transcript 2015.

<sup>4</sup> ...was gerade für sehr populäre Inhalte wie Fotos oder Bewegtbilder nur eingeschränkt gilt, weil zwar auf die Pixel zugegriffen werden kann, Algorithmen, die *Bildinhalte* erkennen und verarbeiten, aber nur sehr eingeschränkt zur Verfügung stehen.

<sup>5</sup> Die Metadaten erfüllen etwa die Funktion der Spaltenköpfe. Und die Metadaten haben die Tücke, dass sie oft keineswegs Teil der Datenbank sind, sondern außerhalb und in anderen medialen Formaten vorliegen.

sind Sonderfälle. Der üblichere ist, dass man Datensätze hat, die strukturgleich sind; man denke z. B. an eine Kundendatei, die – wie im Fall der Liste – jeweils an gleicher Stelle Namen, Anschrift und sonstige Informationen zu einzelnen Kunden speichert. Eine Datenbank kann beliebig viele solcher Einzeltabellen enthalten. Und jede Einzelangabe (Name oder Anschrift) wäre eine Variable oder ein ‚Feld‘.

#### 4. Variablen

Was also ist eine Variable? Im Fall von Name und Anschrift mag dies selbstverständlich erscheinen, weil beide ein stabil konventionalisierter Teil unseres Alltags sind. Anders aber ist dies bei Variablen, mit denen z. B. die empirische Sozialforschung arbeitet. Empirische Sozialforschung will Phänomene, und spezifisch solche, die auf eine Vielzahl von Akteuren verteilt sind, durch eine Erhebung von Daten darstellbar machen. Dies unterstellt – das ist trivial und dennoch bemerkenswert – dass Variablen benannt werden können, die alle untersuchten Fälle gemeinsam haben, dass für jede dieser Variablen jeweils der Einzelwert festgestellt werden kann, und dass diese Einzelwerte, sofern es sich um numerische Werte handelt, am Ende mit den Mitteln der Statistik zusammengeführt werden können.

Hier ist es der Begriff der Variablen, in dem sich das ‚Merkmal‘ verbirgt. Nach dem Muster der Listenköpfe geben sie das Kriterium vor, auf das die Einzelfälle befragt werden; und wieder ist auch hier eine strukturelle Ähnlichkeit der Fälle unterstellt.

In der empirischen Sozialforschung haben die ‚Merkmale‘, die nun Variablen heißen, eine einzigartige Karriere gemacht. Sie sind aus dem empirischen Material ausgewandert und haben in den Variablennamen Stellung bezogen; und von hier aus regieren und strukturieren sie das Material und die Untersuchung. Und dasselbe gilt für die Ähnlichkeit: Ähnlichkeit wird nicht mehr explizit behauptet oder als Hypothese geprüft, sondern immer schon unterstellt; unterstellt in der Annahme, dass die zu beschreibenden Fälle der gleichen Struktur folgen, und in der Annahme, dass man die Variablen (die Merkmale) konstant halten kann, während nur ihre Ausprägungen variieren.

Empirische Sozialforschung gilt als valides Verfahren, näher an den Naturwissenschaften als an ‚weichen‘ hermeneutischen Zugängen, das Bündel der eingesetzten Methoden gilt als luzide, ‚hart‘, überprüfbar und objektiv. All dies würde man mit dem Begriff der Ähnlichkeit nicht in Verbindung bringen. Tatsächlich aber ist all dies nur möglich, weil man die Tatsache, dass man nach wie vor nichts anderes als ‚weiche‘ Ähnlichkeit handhabt, in schlichter Weise verdrängt. Man drängt die Ähnlichkeit ab in die Phase der Konzeption, in der die Variablen entworfen werden; ein Verfahren, für das es zwar Regeln und Best Practice-Anweisungen gibt, das aber, anders als die Statistik selbst, in keiner Weise Härte oder Objektivität für sich beanspruchen kann. Man drängt die Ähnlichkeit ab in die Variablen selbst, die dinghaft und sauber etikettiert für sich selbst zu stehen scheinen, und die – einmal gewählt – eine Art Blendschirm bilden, hinter dem die schwirrende Vielfalt des ursprünglich zu Untersuchenden fast verschwindet.<sup>6</sup> Und man bewältigt die Ähnlichkeit, es wurde gesagt, indem man *aus-schließt*, was dem Raster entkommt oder was es antasten könnte.

Auch die Ähnlichkeit also hat sich in die Härte der Struktur geflüchtet und dort armiert. Und hinter der ‚harten‘ Empirie muss die ‚weiche‘ Ähnlichkeit überhaupt erst wieder entdeckt werden.

---

<sup>6</sup> Über den Stellenwert und die Berechtigung quantitativer Methoden in den Sozialwissenschaften wurde lange und kontrovers diskutiert; man denke etwa an den ‚Positivismusstreit‘ der 1960er Jahre.

## 5. Messdaten

Ein fast noch interessanterer Fall sind *Messdaten*. Immer wenn ich messe, sei es in den Naturwissenschaften, in der Technik oder wo immer, mit elaboriertem oder mit schlichtem Gerät, ist auch hier ein Merkmal – das eben, das gemessen wird – und damit eine Ähnlichkeit des zu Messenden unterstellt. Auch dieser Fall ist nicht trivial. Denn auch hier wird der eigentlich prekäre Teil der Operation übersprungen: Ähnlichkeit wird auch hier nicht geprüft, sondern vorgezogen in die Konstruktion des Maßstabs oder des Messgeräts, mit dem dann gemessen wird.

Das Moment des Ausschlusses ist hier noch deutlicher als im Fall der empirischen Forschung: Es ist ein *getunnelter* Blick auf die Welt, den das Messgerät liefert; und gleichzeitig ist auch die Leugnung, dass es überhaupt ein Problem gibt, fest miteingebaut, denn es würde niemand erwarten, dass ein Messgerät etwas anderes als die Messgröße misst.

Und schließlich ist für die ‚Ähnlichkeit‘ wichtig, dass es ja augenfällig um eine Übersetzung geht. Ein Fieberthermometer etwa steckt mit einer Seite (seiner Skala) in der Sphäre des Symbolischen und mit der anderen in einem Kinderpopo.

Aus dieser Perspektive muss es fast verblüffen, als wie einzigartig produktiv sich die Operationen des Messens in Naturwissenschaften und Technik erwiesen haben. Wie also kann das sein? Wie können Messgeräte ‚Daten‘ liefern, denen wir nicht nur vertrauen sondern ganz offensichtlich auch vertrauen können,<sup>7</sup> und zwar in einem Maß, dass sich die Frage nach der ‚Referenz‘, dem Weltbezug der ermittelten Zeichen, offenbar nicht mehr stellt?

Messgeräte liefern den privilegierten Fall, dass die Natur (die Sphäre des zu Begreifenden) der Symbolisierung, der sie sich ansonsten häufig genug widersetzt, zuzustimmen scheint. Und dies in doppelter Weise: Zum einen, insofern sich der Vorgang des Messens und die Messwerte als ‚realistisch‘ erweisen, etwa wenn die Messwerte Grundlage einer funktionierenden Technik werden. Und zum zweiten, insofern das Messgerät eben nicht nur die Messgröße misst, sondern gleichzeitig immer auch die Ähnlichkeit mit bestätigt: Gerade *weil* es nur messen kann, wofür es gebaut ist, und *weil* es alle anderen Aspekte ausschließen muss, gerade weil die Wahrnehmung also getunnelt ist, wird sichergestellt, dass die gemessenen Phänomene sich – zumindest eben insofern sie auf die gleiche Messgröße ansprechen – ähneln. Selbstverständlich aber kehrt das Ausgeschlossene umgehend auf die Bühne zurück: In den Limitierungen des Messgeräts,<sup>8</sup> im Rauschen und als ‚Störung‘.

## 6. Ordnen, sortieren

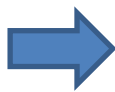
Betrachten wir als nächstes die Medien- und Kulturtechnik des Ordnen und des Sortierens. Sie wurde im Kontext der Datenbanken schon genannt und die Medientheorie würde die Möglichkeit Dinge zu ordnen unter die *Medienfunktionen* rechnen. In meinem Zusammenhang ist das Ordnen wichtig, weil es auch in diesem Fall die ‚Merkmale‘ sind, und hinter den Merkmalen die Ähnlichkeit, die die Operation steuern.

Als Beispiel eignet sich – inzwischen sehr verbreitet und sehr populär – das Projekt ‚Kunst aufräumen‘ des Schweizer Ursus Wehrli, der aus der Kunstgeschichte einzelne Werke herausgreift, um in ihnen endlich jene Ordnung zu schaffen, an der es der Kunst allzu oft mangelt.

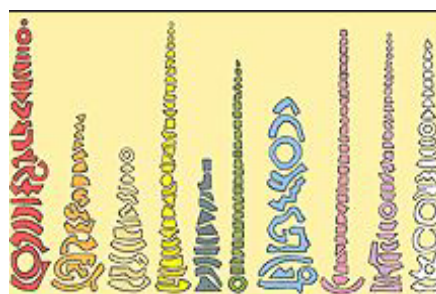
---

<sup>7</sup> Jede Brücke, die nicht einstürzt, bestätigt die statische Berechnung und die Messdaten, die in ihre Planung eingegangen sind.

<sup>8</sup> Z. B. der Messbereich oder die Auflösung...

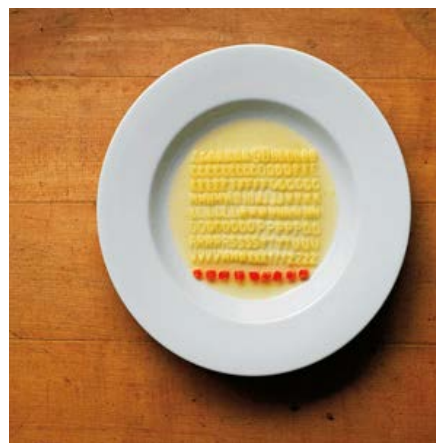


9



10

Wehrli unternimmt eine ästhetisch-praktische Theorierecherche im besten Sinne, und man sollte das Projekt sicherlich nicht ausbuchstabieren. Tut man dies dennoch, wird deutlich, dass durchaus auch andere Ordnungen möglich wären; Wehrli fasst die Farbflächen als Objekte auf und sortiert dann zunächst nach dem Merkmal Farbe, und dann nach Größe und Form. In zwei anderen Fällen verwendet er Fotografien, also ‚gegenständliche‘ Bilder, und entsprechend werden nicht mehr Farbflächen, sondern nun Gegenstände/Objekte nach inhaltlich-semanticen Kriterien sortiert.



11

<sup>9</sup> Die Abbildung entnehme ich: <https://www.kunstaufraeumen.ch/shop/shop.htm>.

<sup>10</sup> <http://www.biblio.at/service/rak/grundlagen/zeichen.html>.

<sup>11</sup> <http://sabine.knienieder.com/wp-content/uploads/2011/03/Die-Kunst-aufzur%C3%A4umen1.jpg>



12

In beiden Fällen sind es Merkmale, die die Operation steuern. Wer sortiert, greift durch die Objekte hindurch und direkt auf einzelne Merkmale zu. Und wieder ist Voraussetzung wie Triebkraft die Ähnlichkeit.

Es mag etwas kompliziert klingen; aber

*Ordnen bedeutet, in einer vorfindlichen räumlichen Anordnung (einer vorfindlichen Kontiguität<sup>13</sup>) Similarität aufzufinden, dann diese Similarität ernster als die vorgefundene Anordnung zu nehmen, und schließlich das Material in eine neue räumliche Ordnung zu bringen, eine neue Kontiguität, der nun die Similarität zugrunde liegt.*

Similarität wird gegen eine vorfindliche Kontiguität durchgesetzt. Hierin wird der Unterschied zwischen Ordnung und Anordnung deutlich.

## 7. Kategorien, Begriffe

Als letztes Beispiel in meiner Reihe möchte ich noch einmal auf die Sprache zurückkommen. Die Begriffe der Sprache, es wurde gesagt, subsumieren. Begriffe sind immer Gattungsbezeichnungen; sie etikettieren – anders eben als Namen – nicht einzelne Konkreta, sondern fassen ganze Gruppen solcher Konkreta zu *Kategorien* zusammen. Hierbei mag es unterschiedliche Abstraktionsstufen geben, insofern ‚Tier‘ sicher eine allgemeinere Bestimmung als ‚Löwe‘ ist. Oft aber wird verkannt, dass der Wortschatz zwar Ober- und Unterbegriffe kennt, insgesamt aber eben keineswegs eine homogene Hierarchie bildet.<sup>14</sup> In der Sprache vielmehr verläuft die Kategorienbildung *multi-dimensional*, insofern die Kategorien mit einander konkurrieren und sich vielfältig überlappen und überlagern.

Und gleichzeitig wird nun klar, dass es sich bei tatsächlich allen der genannten Medienbeispiele um die Bildung von Kategorien handelt. Ob im Fall der Spaltenköpfe, der Variablen, der Messwerte oder der Ordnungskriterien – immer geht es um Merkmale, die zu Kategorien werden.

Wie aber kann das sein? Wie kann etwas, das zunächst nur ‚Merkmal‘, also eines von vielen Kennzeichen ist, sich soweit emanzipieren, dass es zum Ordnungskriterium wird? Wie kann ein Merkmal den Sprung in den Spaltenkopf schaffen? Wie kann ein Merkmal sich überhaupt ablösen von seinem Gegenstand, aus dem Material heraustreten und sich als eigene Entität – z. B. eben als Ordnungsbegriff – behaupten?

<sup>12</sup> <http://blog.dtoday.de/neonroehren/2012/01/die-kunst-aufzuraumen>.

<sup>13</sup> Kontiguität meint räumliche Nachbarschaft; gleichzeitig ist K. das klassische Gegenüber der Similarität/Ähnlichkeit; vgl. Kap. //A04 – Similarität und Kontiguität.

<sup>14</sup> Lyons, John: Semantik. Bd. 1, München 1980 (EV., am.: 1977), S. 310.

## 8. Folgerung

Meine These ist, dass exakt dies die herausragende Leistung der Ähnlichkeit ist. Denn ganz offenbar ist es falsch, die ‚Merkmale‘, wie in der Semantik üblich, allein als Bestandteile oder gar als „Komponenten“ eines jeweils betrachteten Dings aufzufassen;<sup>15</sup> und offenbar kommt man mit einer Logik der Zusammensetzung (Komponenten/Bestandteile) nicht weiter. Die Merkmale nämlich sind gleichzeitig Komponente, Teil oder Anteil, *und sie gehen über das jeweils betrachtete Ding hinaus, insofern sie dieses über ein Netz von Ähnlichkeiten mit den anderen Dingen verbinden.*

Ähnlichkeit überschreitet das einzelne Ding. Und hier wird die Vorstellung wirklich monströs: Ähnlichkeit nämlich greift in das Ding quasi hinein; ergreift etwas, was Bestandteil des Dinges und ihm ‚eigen‘ ist, was als Merkmal ‚zu ihm gehört‘, und verbindet es – über die Grenzen des Dinges hinweg – mit den anderen Dingen. Damit wird die Grenze selbst in Frage gestellt; und mit ihm die Identität und die Integrität des Dinges.

Hier vor allem, denke ich, liegt der Grund, warum man die Ähnlichkeit als grausig empfindet. Denn offenbar unterläuft die Ähnlichkeit unsere Basisvorstellung, dass wir es mit Dingen zu tun haben, die Grenzen haben. Und hieran hängt viel; der Begriff des ‚Dings‘ selbst, der immer schon impliziert, dass das Ding abgegrenzt ist; die Möglichkeit, Dinge in Handlungen einzubinden und zu ‚Objekten‘ zu machen, und letztlich jede ‚Ontologie‘. Mit der Differenz geht’s uns besser: Während sie die Grenzen bestärkt, tastet die Ähnlichkeit die Grenzen der Dinge an.

Ausgetragen wird das Drama auf dem Terrain der Sprache. Auf der Seite der Unterscheidung, als Etikettierung/Benennung arbeitet sie unserer Vorstellung abgegrenzter, mit sich ‚identischer‘ Dinge zu; und gleichzeitig eben ist die Sprache das Reich der Ähnlichkeit; sie basiert auf Ähnlichkeit, insofern Begriffe subsumieren und Sprache die Dinge hinter ihrem Rücken in Beziehung setzt; und sie macht Ähnlichkeit handhabbar, insofern sie das Schwirren vorfindlicher Ähnlichkeiten begrenzt und in die feste Form definierter Kategorien bringt...

Für die anderen Medien aber, das war der Zweck meines Durchgangs durch verschiedene Beispiele, gilt letztlich das Gleiche. So drastisch sich Wörter/Begriffe, Spaltenköpfe, Variablen, Messdaten und (in diesem Kapitel nicht ausgeführt) die Schemata des Bilderdiskurses unterscheiden, alle haben gemeinsam, dass es sich letztlich um die Bildung von Kategorien handelt. In all diesen Fällen geht es darum, wie dem Besonderen ein Allgemeines entspringt. Und am Punkt des Umschlags regiert – die Ähnlichkeit.

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 327-345.